

Die Symbolik der Farben.

Unser gesamtes Geistes- und Gemüthsleben gründet sich auf die uns durch unsere Sinne zugänglichen äußeren Eindrücke, und zwar spielt das Auge die wesentlichste Vermittlerrolle zwischen Außenwelt und Gehirn. Während unsere sonstigen Sinne stundenlang vollständig untätig unterworfen sind, führt das Auge in unserem Zustande durch ungefähr sechshundert Millionen Lichtwellen, die in der Sekunde in das Organ bringen, unser Gehirn ununterbrochen Farben und Formen zu. Denn nichts in der Welt ist farben- und formlos. So weit auch unsere Forschungen zurückreichen, bei allen Völkern finden wir einen gewissen Farben- und Formensinn entwickelt. Der Anblick dieser verschiedenen Farben rief im Menschen instinktiv entsprechende Empfindungen hervor: Freude, Schrecken u. s. w., und diese Gefühle suchte der Mensch wieder durch die ihn umgebenden Gegenstände zu symbolisieren. Der nächstliegende Gegenstand für seine Gefühlsäußerungen war natürlich der eigene Körper; an seinen Mitmenschen konnte er die gemachte Wirkung, den hervorgerufenen Eindruck am besten beobachten. Durch Unterfertigung des menschlichen Nachahmungstriebes wurde dann dieser Eindruck verallgemeinert, und so gestaltete sich nicht selten der Ausdruck einer persönlichen Empfindung zum Allgemeinut eines Volkstammes, das sich dann von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbte.

Auf diese Weise ist wohl die Bedeutung der Farben und der meisten Trachten entstanden, die schon sehr alten Ursprungs ist und deren Spuren wir nicht nur bei allen wilden Völkern der Gegenwart finden, sondern die sich auch, trotz der alles nivellierenden Kultur, in ziemlich ausgeprägter Weise in allen civilisirten Ländern noch bis zum heutigen Tage erhalten hat. Die Helligkeit des Tageslichtes, das Blau des Himmels, das lachende Grün der Pflanzen rufen auf unser Empfinden einen erheiterten, lebensfreudigen Eindruck hervor, während uns die grauen Wolken eines Herbstmorgens, das Fahl der Erde, das Gelb und Braun der Blätter und Pflanzen im Spätherbst, die Dunkelheit der Nacht erst, schwermüthig und traurig stimmen. Auch viele wilde Völkertämme zeigen eine große Furcht vor der Dunkelheit der Nacht, und bei den Asten gehen gellen die hellen Farben als ein Symbol des Frohsinns, der Lebenslust, während die dunklen Farben, hauptsächlich das Schwarz, zur Charakterisierung des Schmerzes, der Trauer, der düstern Stimmung verwendet wurde.

Nach Bruchsch stimmt die bis in das 18. Jahrhundert vor Christus festgestellte Farbensymbolik der Ägypter mit der unserer völlig überein: Weiß war ihnen das Sinnbild der Heiterkeit, der Freude am Dasein; mit dem Gelben und Weißen verknüpfte sie das Symbol stedenloser Herrlichkeit, die ihr malekloses Innere äußerlich durch die Kleidung bezeugen sollte. Bei den alten Römern hatte bloß der freie Bürger das Recht, eine weiße toga zu tragen. Auch die Fettschliefer von Afrika tragen nur weiße Gewänder, da ihnen die weiße Farbe als Symbol der Reinheit gilt. Das weiße Kleid des Kindes und der Braut sollen bei uns ja dasselbe verfinbildlichen. Grün, die beliebteste Farbe der alten Ägypter, galt damals, wie noch heute, als Symbol der Hoffnung. Blau diente schon bei den Asten zur Symbolik der Traue: blaue Steine und dunkelblaue Gewänder galten bei den Ägyptern als ein probates Mittel, ihre Gefinnung zu offenbaren und sich den Schutz des Himmels zu sichern. Die Kundgebung der Trauer bestand bei allen Völkern des Alterthums im Anlegen eines dunklen, meist schwarzen Gewandes. Unter den römischen Stämmen kam dann zwar die Sitte auf, daß die Frauen zur Trauer weiße Kleider anlegten, auch geschah dies zuweilen im Mittelalter, dennoch waren das nur vorübergehende Moden, die bald wieder dem Schwarz als dem geeignetsten Trauersymbol Platz machten. Nach Klemm tragen die Frauen an der Sierra-Leona-Rüste als Zeichen der Trauer schwarze Hülsen und Halsbänder, die aus schwarzen Samenformen gemacht sind, während die Frauen des amerikanischen Indianerstammes Corodobos sich zur Trauer schwarz bemalen. Die Frauen der nordafrikanischen Beduinen weichen hiervon insofern ab, als sie sich zur Trauer acht Tage hindurch die Hände und Füße mit Indigo blau bemalen; während dieser Zeit genießen sie aber keine Milch, da ihnen die weiße Farbe zur Trauer doch nicht passend erscheint. Wenn also auch nicht bei allen Völkern die Farben die gleiche Bedeutung haben, so finden sie doch sämtlich jeberzeit durch eine bestimmte Farbe ihrem Gefühl Ausdruck zu geben. Die Südost-Australier bemalen nach Regel ihren Körper am liebsten weiß, schwarz oder roth. Dieser allgemeinen verbreiteten Sitte scheint eine tiefere Bedeutung zu Grunde zu liegen: Roth ist die heilige Farbe und gilt nicht bloß als Symbol des Jorns und Krieges, sondern wird auch bei solchen festlichen Tänzen, die eine religiöse Bedeutung haben, verwendet. Gelb und Roth gelten bei den Anhängern Buddhas als heilige Farben; daher tragen z. B. alle Tataren, und zwar Frauen und Männer, in ihren Hülsen ein viereckiges Roth gelbes Tuch, das mit einer selbstbildenden Quarte versehen ist; oder sich den Lurus einer seidenen Tschude nicht leisten kann, der bespitzt wenigstens ein Flecken rothen Stoffes auf seiner Milch als Zeichen ein-

Glaukens- und Stammesangehörigkeit.

In den Nationalfarben haben die modernen Kulturvölker ebenfalls Abzeichen von bestimmter Symbolik. Der Preuze singt: „Die Fahne schwebt mir schwarz und weiß voran,“ und gibt die Bedeutung dieser Farben an. Die Vereinigung Englands, Schottlands und Irlands wird durch die aus den Kreuzen des St. Georgs-Andreas- und St. Patricksordens, aus Roth-Blau-Weiß, bestehende britische Unionsflagge symbolisirt, und die französische Tricolore dient zur Kennzeichnung der Vereinigung des Königthums mit dem Bürgerthum: Die weiße Flagge der Bourbonen in der Mitte der beiden Pariser Stadtfarben. Deutlich ist auch die Entstehung der Farben von Helgoland: roth die Felsenfank, weiß der Dünensand und grün das Rosenland dieser Insel.

So wichtig die Farben heute noch im Verkehrsleben der Völker sind, so unweifellich wird ihre Bedeutung nach und nach für den einzelnen. Je mehr sich unser Gefühlleben verinnerlicht, um so geringer wird naturgemäß unser Bedürfnis nach all diesen äußerlichen Merkmalen, die die Menschheit in ihrer Keibheit und in der Uncultur zum Ausdruck ihres Empfindens brauchte.

Fatme und Said.

Der Pascha von Baischimbutschibau. Der hatte eine schöne Sklavln, schau, schau! Der Pascha aber war schon alt, ach herje! Und sie war erst sechzehn Lenze, o weh! Die reizende Kleine hieß Fatme, ei, ei, Sie fand viel zu kalt den Alten, o weh! Said Bimbam den Babi war auch noch da, Und der war erst zwanzig Jahre! Na, na? Der war doch viel wärmer, die Kleine war froh, O Said, was machst Du? Der Pascha! oh, oh! Dem Pascha verräth's ein Cunauch, o psui! Der wüthet und lachte Verderben! Hui, hui! Er holt einen riesigen Sack aus dem Haus, Und sandte nach den Verliebten, o Graus. In den Sack mit den Weiden und fest schnürt ihn zu, Dann werft den Sack in das Meer! Hu, hu! Der Sack aber hatte ein Loch, groß genug, Daraus entwichen die Weiden, guck, guck! Die Geretteten wurden dann Mann und Frau, Und kind etcetera pp! Schau, schau! Doch bald ändert die schöne Fatme sich, ei, Und zankt und teift! Said jammert: „O weh, weh, wenn ich doch damals eroffen wäre, Ober sie! Ja lieber sie! Parole D'bonneur!“ Der Pascha von Baischimbutschibau lag heiter auf seinem Diban! Schau, schau!

Zeitfamer Wunsch.

Die Gattin des Gathriter John Dryden, Elisabeth Edward, beklagte sich häufig darüber, daß ihr Gemahl sich um seine Bücher mehr bekümmere, als um ihre Person. „Kannst Du mir es verzeihen, wenn ich bisweilen wünsche, selber ein Buch zu sein, damit Du Dich mehr mit mir beschäftigst?“ „Ein Buch, meine Liebe?“ rief Dryden, „in der That, ein vortrefflicher Gedanke. Noch lieber aber wäre es mir, wenn Du ein Kalender wärest!“ „Warum ein Kalender?“ fragte die Gattin verwundert. „Nun, weil ich Dich dann alle Jahre neu bekäme!“

— Auf dem Schilfenest. — Was, Müller, Du kommst doch noch zum Stat? Wie in aller Welt bis Du denn Deine Alte losgeorden, mit der wir Dich vorhin noch auf dem Schilfenest sahen?“ — Müller: „Ja, nicht Jahr, das machte sich ganz leicht; wir kamen gerade an einer Schilfbude vorbei, traten näher, und sie äußerte den Wunsch, auch mal zu schienen. Das war mir gerade recht, ich hab sie einfach geschiesen — lassen!“

— Im Zoologischen Garten. Sohn: „Papa, was ist denn das für ein Thier?“ — Vater: „Das ist ein Dromedar, mein Sohn.“ — Sohn: Wir haben doch eben ein Dromedar gesehen, das hatte nur einen Höder.“ — Vater: „Na ja, das ist eben ein buckliges Dromedar.“

Im Reiche der Mode.

In der diesjährigen Saison bringt die Mode eine überraschende Farbenpracht. Sie macht höchst gewagte, aber auch höchst feinsinnige Farbencombinationen, und beschränkt sie sich bei einer Toilette wirklich nur auf eine Farbe, so nuancirt sie sie mindestens. Als sehr wirkungsvoll darf man die in der ersten Illustration veranschaulichte Toilette bezeichnen, die als erbsengelbes Tuch und goldbraunem Seidenplüsch besteht. Der glatte Rock ist hinten mit drei Kollfalten gearbeitet, die eine Einlage von Kollhaarfloss haben. Der angelegte, vorn auseinander tretende, jedoch selbst 16 Zoll lange Schoof der Jadenalle ist hinten geschliffen und mächtig geträufelt, wogegen er nach dem Rande hin sehr tollig fällt, da dieser durch den runden Schnitt des Schoofes eine Weite von mehr als



Toilette aus Tuch.

2 1/2 Yards aufweist. Der seidenen Untertaille sind, eine Weste nachahmend, kleine Schooftheile, sowie ein Vordereck aus weißer Seide aufgesetzt, die mit schwarzen, bronzefarbenen und Goldverlehen besetzt sind. Den sehr breiten Aufschlägen der vorn übereinander tretenden Jadenalle schließt sich ein auf den Schultern in langen Spitzen verlaufender, hinten 5 1/2 Zoll breiter Kragen an. Ueber diesem befindet sich ein ziemlich hoher Mediciens-tragen aus Ghinilla, und auf den großen Wülfersrevers ruhen kleinere, triangelartige Aufschläge derselben Art. Sehr weite, lose fallende Reulenkärmel und vier große, elegante Perlmutterknöpfe mit facettirtem Stahlrand vollenden die feste Toilette.



Besuchs- und Straßenzug.

Gleichfalls recht chic, wenn auch weniger reich erscheint der Straßenzug, der in Figur 2 dargestellt ist. Er besteht aus grauem Tuch mit einem bauschigen Einfaß aus Sammet, der für Besuche u. s. w. durch einen hellen oder andersfarbigen Einfaß aus Tuch, Sammet oder Seidenzeuge ersetzt werden kann. Der glatte Rock ist am unteren Rande nur einigemal durchgesteppt. Auch der Paletot ist von bemerkenswerther Einfachheit, sowohl im Schnitt als im Auszug. Der letztere besteht nur in breiten Aufschlägen aus Sammet und in einem hohen Joll breiten, aufgesetzten Tuchstreifen, welche die Ränder des Paletots und die Taschenpartien begrenzen. Der Schnitt des Paletots hat die gerade, sadartige Form und ist hinten ohne Naht, wesnächstens in der Mitte, während die beiden Seitennähte nur eine schwache Ausbiegung an der Taille zeigen.



Straßencostüm.

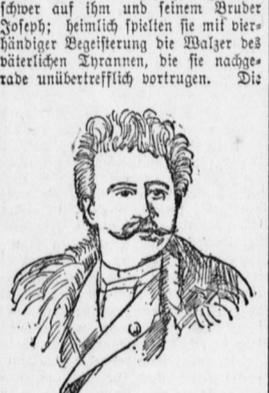
Höchst feinsinnig in der Farbenflectung ist das Straßencostüm (Figur 3), das aus olivfarbener und malteblauer Tuch besteht. Dem auf hellblauer Seide gearbeiteten, hinten mit Kollhaareinlage versehenen Rock ist am unteren Rande ein blauer Tuchstreifen aufgesetzt, der sich auf dem vorderen Theil desselben in Bogen erhebt und mit drei Viertel Zoll breiten, olivfarbenen Tuchstreifen besetzt ist. Die Taille wird im Rock getragen und mit

einem Gürtel umschlossen, den vorn zwei Kollfalten zieren. Im Rücken ist die Taille ganz ohne Naht gearbeitet und in der Mitte mit einer eingesteppten, zwei Zoll breiten, geraden Querschleife ausgestattet. Auch die Vordertheile haben an jeder Seite eine flache, schräg gelegte Falte, über welche sich die breiten, unten spitz verlaufenden Aufschläge aus blauem Tuch legen, die mit sich kreuzenden, olivfarbenen Streifen besetzt sind. Den Aufschlägen schließt sich ein Umlegebogen an, der sich nach den Seiten stark verbreitert und in tiefen Spitzen bis auf die Kermel fällt. Die Aufschläge begrenzen eine hellblaue Tuchweste mit einem Plastron aus hellblauer Seidenzeuge und gleichen, vollen Kollfalten an dem Stehtragen. Rechts apart wirkt der Kermel, der oben sehr weit ist, den unteren Theil des Armes ziemlich abschließend umspannt und sich nach der Hand hin durch eine festschließende Manschette erweitert, die außen mit blauem Tuch, innen mit blauer Seide besetzt und mit grünen Tuchstreifen besetzt ist.

Der Wäzherkönig.

Der ruhmreiche Beherrscher aller geschwungenen und noch zu schwingenden Tanzbeine, Johann Strauß, hat unter riefiger Theilnahme aus Prag und Fern in der lustigen Kaiserstadt an der Donau sein 50jähriges Jubeljahr als Dirigent gefeiert. Am 15. October 1844 hat der Jubilar zum ersten Male am Virgidentenputze gestanden und die 50. Wiederkehr dieses Tages ließen die Wiener nicht vorübergehen, ohne ihrem weltberühmten Landsmanne die überragend schätzbaren Huldigungen darzubringen, zu denen sogar amerikanische Generalmänner Abordnungen entsandt hatten.

Das erste öffentliche Auftreten Johann Strauß' fand beim „Domnayer“ in Siebing statt und zwar war das erste Stück, das der Debitant dirigitirte, die Duverillie zur „Stimmen von Portici“. Dann folgten vier neue eigene Compositionen: der Walzer „Die Gunstwerber“, die Polka „Herzangluft“, die „Debit-Quadrille“ und der Walzer „Sinngebichte“. Erst dieser legte schlagend ein, schlagend durch, rasender Jubel erscholl und fünfmal mußte der junge Strauß die „Sinngebichte“ wiederholen. Jetzt stand er da als gemachter Mann, Wien war erobert. Sein Vater war gar nicht amwesend, denn er fühlte sich als glorreicher Besieger. Hatte er doch seit dem 25. October 1825, dem Tage nämlich, an dem ihm dieser Sohn geboren worden, daran festgehalten, daß der Junge kein Musikant, sondern „etwas Ordentliches“ werden sollte. Er ließ ihn vier Klaviersen im Schottengymnasium durchmachen und schickte ihn dann auf die Handelschule. Allein der kleine Johann war bereits wirklicher geheimer Musikus und hatte schon im sechsten Jahre, ein Walzer-Mozart, in der Sommerfesttage zu Salmannsdorf seinen ersten Walzer („Der erste Gedanke“) componirt. Des Vaters Schulzwang lastete schwer auf ihm und seinem Bruder Joseph; heimlich spielten sie mit vierhändiger Begeisterung die Walzer des väterlichen Tyrannen, die sie nachgerade unübertrefflich vortrugen. Die



Der Jubilar Strauß.

beiden Knaben wurden deshalb viel in Gesellschaften geladen und entzündeten alles durch ihre „Specialität“. Endlich erfuhr es Vater Strauß und sie mußten ihm vorspielen. Die Thänen traten ihm in die Augen, als er hörte, wie völlig in seinem Geiste, mit seinem feurigen Rhythmus und seiner wiensrischen Anmuth die Jungen ihm zu spielen wußten. Allein befehrt war er noch immer nicht. Heimlich mußte Johann seine Musikübungen fortsetzen; er gab Klavierstunden, am Violinsunden nehmen zu können. Generalbas und Contrapunkt lernte er und Kirchencompositionen waren die ersten Früchte davon. Die Nothwendigkeit, sein Brot zu erwerben, führte ihn zum Walzer zurück. Die Verleger zahlten damals 40 Gulden für ein Tanzstück. Für die „Blaue Donau“ erhielt er später ein Honorar von 500 Gulden; abnte doch Niemand, welche Beliebtheit dieses Meisterstück erreichen würde. Der Verleger selbst erhörte später über sein gutes Geschäft und leistete ein Aachtragshonorar.

Nun denn, als Vater Strauß sah, daß sein Sohn an der Spitze eines selbstgebrillten Orchesters so glänzend gefahrt hatte, ergab er sich und bot ihm eine Stellung in seiner Kapelle an. Strauß Sohn blieb jedoch lieber selbstständig, obgleich er vorerst in Wien nichts machen konnte, da alle vornehmen Säle und Gärten sich verpflichtet fühlten, dem altherühmten Strauß Vater treu zu bleiben. Da begann der Sohn zu reifen und dirigitirte unter anderem elf Sommer hindurch in Petersburg täglich ein großes Concert. Im Jahre 1845 war er Kapellmeister der Wiener Nationalgarde, während

sein Vater das gleiche Thyräntamt bei dem ersten Bürgerregiment bekleidete. Große Revolutionäre freilich waren sie beide nicht. Erst nach des Vaters Tode (1849) übernahm der Sohn dessen Orchester, an dessen Spitze er 1863 z. z. Hofballmusikdirector wurde. Gegen 500 Tanzstücke hat Johann Strauß geschrieben und sie geben seit einem Menschenalter den Ton an in allen Ballsälen der Welt. „An der schönen blauen Donau“ war schon Opus 317, im Jahre 1867! Wichtig im Entwickelungsgange der Strauß'schen Musik ist die „Blaue Donau“, weil sie der erste Gefängniswalzer des Künstlers ist und zu seinen Operetten hinüberleitete. Soll man noch andere seiner Tanzweisen hervorheben? „Wiener Blut“, „Wein, Weib und Gesang“, den „Kaiserwalzer“, „Geschichten aus dem Wienerwald“, „Sperseuspolka“, „Tausend und eine Nacht“, „Freut euch des Lebens“, „Seid umschlungen, Millionen“ u. s. w. u. s. w. Zur Operette wurde Strauß durch Maximilian



Johann Strauß, Vater.

Steiner, Director des Theaters an der Wien, gedrängt, der ihm auch das Libretto von „Indigo“ (1871) schrieb. Den größten Operettenerfolg hatte Strauß mit der „Fledermaus“ (1874, in Paris als „La Fiancée“ 1876), einer wahren Weltoperette, deren Werth aber selbstamerweise anfangs nicht erkannt wurde. Glänzende Erfolge waren dann noch „Rarvenal in Rom“ (1872), „Der lustige Krieg“ (1881) und besonders „Der Fiquenerbaron“ (1885). Auch „Das Spigantuch der Königin“ (1888) und „Firtin Nineta“ (1893) erwiesen sich sehr lohnend. Wie einst Offenbach („Die Reinenixen“), so hoffte auch Strauß gegentlich an das Thor der Wiener Oper („Ritter Hasman“ 1891). Sein neuestes Werk, das übrigens noch im Werden begriffen ist, ist eine Operette; dieselbe heißt „Jubula oder das Apfelstuck“ und behandelt einen Stoff aus dem sechshundert Volkstheben. Der Meister füllt sich trotz seiner vorgeschrittenen Jahre noch frisch und rüthig zum Schaffen und der Erwartung, daß er die Mittelwelt mit weiteren anmuthenden Melodien erfreuen wird, erscheint deshalb wohl berechtigt.



Schwer Gewicht.

1. Bauer: „Was ist denn mit Dir, Coppel? Warum bist denn gar so müd?“ 2. Bauer: „Ja, i muß so schwer tragen, i hab' in der Stadt Geld wechselfeln lassen.“ 1. Bauer: „Was hast denn ein'g'wechselfelt, daß's gar so schwer is?“ 2. Bauer: „497 Mart in Silber und 3 Mart in Bier!“

Dual.

Sie tollkittirt mit schönen Herr'n, Mir will das Herz höher brechen, Ich will sie warnen, möchte gern Im Erste zu ihr sprechen.

— Consequent. Dame der alten Sitte: Sie haben ein Töchterchen bekommen? Gratulire! — Emancipationsheldin (mit kurzem Haar, in Männer-Anzug): Ja, noch sind wir nicht so weit, wo wir diese Ungerechtigkeiten aus der Welt schaffen. — Dame der alten Sitte: Ihr Töchterchen heißt Anna? — Emancipationsheldin: Nein, sie soll sich bei Zeiten an das gleichberechtigte Weibthum gewöhnen und wird deshalb — Hofiana getauft!

— Ein unglückliches Weib. Sie: „Paul, das ist weh! Ich wech' is ja, ich sch' es ja, daß Du mich nicht mehr liebst!“ — Er: „Aber liebe Frau, soll ich Dir denn noch öfter meine Liebe schwören?“ — Sie (schluchzend): „Nein, nein ich glaub' es nicht! Eine Frau mit einem so alten Hut kannst Du ja gar nicht lieben!“ — Gemüthlich. Richter: „Der Gerichtshof hat Sie zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, Angeklagter!“ — Angeklagter: „Ma meinestwegen, das soll uns nicht abhalten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken!“

Der schlaue Bruder Studio.

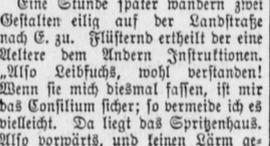
Die Berechtigung des Ausdrucks „Bach“ war ihm nie mehr zum Bewußtsein gekommen als heute, wo er im Spritzenhause zu G., einem Vororte von L., wegen großer Ruhestörung internirt sah. Mühte er, der studiosus medicus Karl Friedrich Schulze, denn gerade heute auf dem Tanzboden den großnährigen Malersohn treffen, mit dem er regelmäßig Streit bekam? Erst gesehen, dann arretrirt, — der ihm bekannte Herr Bürgermeister, dessen Intervention ihn vom „Eigen“ retten sollte, verzeift, — und er durch den pflichteifrigen Nachtrah in das Spritzenhaus gesperrt; das waren nun die Folgen! Und dabei erst neun Uhr, und vor früh sieben Uhr kaum Aufstuf auf Befreiung. Sollte er die wacklige Thüre eintreten? Die Flucht hätte ihm der gemüthliche Bürgermeister wohl verziehen, die Sachbeschädigung nicht. Doch ließ' da! Durch das Dach blinkt ein Stern, demnach muß ein Loch vorhanden sein! Gewandt schwingt sich Schulze auf die Spritze,



Vorsichtig hebt er um die Deckung ein paar Ziegel aus, dann ein Schwingen, er ist auf dem Dache, eine kurze Kletterpartie, ein dumpfer Fall — und er ist, ein zweiter Casanova, den Weibschäfern entronnen.



Die tiefe Stille, die um ein Uhr nach Mitternacht über den einsamen Straßen der Universitätsstadt L. liegt, wird plötzlich durch mildes Schreien und Loben unterbrochen. Ein angelegter Studio wehrt sich wie ein Verwundeter gegen zwei Nachwächter, die ihn bei dem Laternenauslöschchen erwischt haben und zur Wache führen wollen. Mit Kraft schießt er den Einen vor die Brust, daß er sich unsanft zu Boden setzt, und verwindet mit Riesenschnellen dem Andern im Dunkel der Nacht. Im nach aber schallt der Drohruf des einen Wächters: „Ich kenn Sie schon, Herr Schulze, das wird Ihnen schlecht bekommen!“



Eine Stunde später wandern zwei Gestalten eilig auf der Landstraße nach G. zu. Hüftreißt erhebt der eine Aeltere dem Andern Instruktionen. „Also Leibfuch, wohl verstanden! Wenn sie mich diesmal fassen, ist mir das Conflum sicher; so vermeide ich es viellecht. Da liegt das Spritzenhaus. Also vorwärts, und keinen Lärm gemacht!“



Vorsichtig klettert der Sprecher mit Hilfe seines Begleiters auf das niedrige Dach und verwindet durch ein Loch bestellen. Der andere Nachwächter entfernt sich lautlos. Vor dem Schöffengericht der alten Universitätsstadt L. steht der studiosus medicus Karl Friedrich Schulze, angeklagt wegen großen Unfalls, nächstlicher Ruhestörung und Widerstandes gegen die Staatsgewalt. Mit ernsten Gesichtern blicken die Schöffen auf den verdorbenen Muffensohn, dessen Schuld durch die Aussagen zweier Nachwächter bewiesen ist und den nach seinen vielen Vorstrafen eine empfindliche Geldstrafe, viellecht sogar Haft erwartet. Auch der Herr Amtsrichter, der sonst ein milder Beurtheiler toller Streiche ist, macht eine ernste Miene bei seiner Frage: „Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?“

— „Nichts weiter, als daß ich unschuldig bin.“ — „Wie wollen Sie das beweisen?“ — „Sehr einfach. Der Thäter dieser verabscheuungswürdigen Thaten kann ich nicht gewesen sein, weil ich in selbiger Nacht im — Spritzenhause zu G. gefesselt habe!“ — Großes Erstaunen, namentlich von Seiten der Nachwächter.

„Hier“, fährt Schulze mit eleganter Handbewegung nach der ersten Zuschauerbank fort, „Herr Amtsbienner Müller wird mir gern bezeugen, daß er mich in fraglicher Nacht um neun Uhr in das Spritzenhaus gesperrt und Morgens sechs Uhr im Weisem des Herrn Amtmanns von G.“ — abermals elegante Handbewegung nach einem dicken, jovial lächelnden Herrn auf der ersten Bank, „wieder daraus entlassen hat.“

Triumphirend blickt Schulze umher, erblaffend sehen sich die beiden Nachtrahen an. Die Zeugen werden vernommen und beständige Schuldes Angaben. Der Gerichtshof verurtheilt nach kurzer Beratung Schulzes Freisprechung.

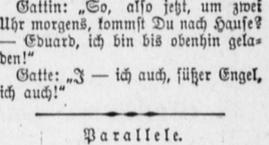


Stolz erhobenen Hauptes schreitet dieser hinaus, ihm folgen topfschüttelnd die Nachtraher. „Du, wenn er's nicht war, war's sein Geiß“, flüchert der Eine. „Und er war's doch!“ murrt der Andere.



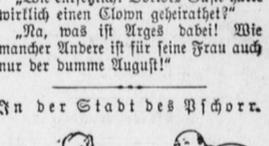
Gelaben.

Gattin: „So, also geht, um zwei Uhr morgens, kommst Du nach Hause?“ — Euard, ich bin bis obenhin gelaben!“ — Gatte: „I — ich auch, süßer Engel, ich auch!“



Parallele.

„Wie entsetzlich! Doctors Guste hätte wirklich einen Clown gezeirathet!“ — „Na, was ist Urges dabei! Wie mancher Andere ist für seine Frau auch nur der dumme August!“



In der Stadt des Pschorr.

— Weist, Minnerl — das Lucifert da faust heut's Bier mit mehr Durst als via! — Sacra, was is dös? — Hab's a schon g'spürt, Uher, hast heute erft neun Maß und a halbe — wirft mi doch nit krank wech'n?

Kasernenhofblüthe.

„Tempo, Tempo, nicht so rasch marschieren — sobald die Kerls in die Nähe der Kantine kommen und dem Durst- und Scautergeruch in die Nase bekommen, sind sie nicht mehr zu halten!“

Guter Rath.

Bist du verliebt in ein schönes Gefisch, Bedenke, ob's du dich erklährst, Ob du sie liebstest auch weniger nicht, Wenn blind du währst. — Gewichtig. Dame (laut): Wie ungalant von einem Herrn, einer Dame den Platz nicht anzubieten.“ — Herr: „Verzeihen Sie, ich habe schon einmal Eine sitzen lassen, und die hat mich auf Schabenerlag verlag.“ — In's S t a m m b u c h. „In den Staub können sie Dich ziehen; er niedrigen kann Dich Niemand, als Du selbst!“